

PROLOG

Es gibt diese vermaledeiten Tage an denen nach dem Erwachen mit dem ersten Augenaufschlag sofort klar ist, heute ist bereits alles gelaufen! Das Beste wäre wohl erst gar nicht aufzustehen. Dieses Phänomen ist nicht erklärbar. Es ist ein Urinstinkt, ein unangenehmes Gefühl ohne Ankündigung. Einfach da und mit nichts, aber auch schon gar nichts, zu vertreiben.

Doch die Pflicht ruft in der Gewissheit, dass man auf der Verliererstrecke ist. Ein Kampf zwischen Ratio und diesem psychischen Unwohlsein. Trotzdem bleibt dem Menschen nichts anderes übrig, als sich der Herausforderung zu stellen und sich nach Möglichkeit zu bemühen, halbwegs ungeschoren über die Runden zu kommen. Allerdings, das Scheitern ist vorprogrammiert.

Genau so ein Tag ist heute. Kein Montag, dafür ein Freitag, wenigstens kein dreizehnter. Der Radiowecker piepst eindringlich, die roten Digitalziffern zeigen sieben Uhr fünfzehn und blinken gehässig. Aus dem kleinen Lautsprecher dudeln seichte Witzchen des Moderators, bevor er Shakiras neuesten Hit ankündigt. Auch die Strahlen der immer noch kräftigen Herbstsonne, die durch das geöffnete Schlafzimmerfenster hereindringen und den Raum in ein warmes, friedliches Licht tauchen, ändern nichts an der unumstößlichen Tatsache, dass nach diesem Tag nichts mehr so sein wird wie gestern.

Lautstark und herzlich gähnt Heinz Kokoschansky, denkt für einen Augenblick an Shakiras heißen Hüftschwung, während er ihrem Song lauscht, verflucht dabei diese Quasselstrippe von Moderator, der unbedingt dazwischenquatschen muss. Dann reckt sich Kokoschansky ausgiebig nach allen Seiten, bleibt noch für ein paar Minuten auf dem Rücken liegen. Die Arme hinter dem Kopf verschränkt, beobachtet er eine anscheinend jahreszeitenresistente Fliege, die unbeirrt ihre Kreise um die Deckenlampe zieht.

Sein unrasiertes Gesicht juckt. Er schabt mit der Handfläche über sein stacheliges Kinn. Zum Glück ist er allein zu Hause, daher kann er sich auch nach Lust und Laune gehen lassen. Geräuschvoll und unappetitlich schmatzt er vor dem Zähneputzen vor sich hin, in der trügerischen Hoffnung den unangenehmen, pelzigen Geschmack auf diese Weise loszuwer-

den. Dabei müsste er es besser wissen. Gestern wieder einmal viel zu viele Zigaretten geraucht und im Übermaß Kaffee getrunken.

Kokoschansky lässt einen Arm fallen, tastet nach der Mineralwasserflasche neben dem Bett, richtet sich auf, öffnet den Verschluss und nimmt einen kräftigen Schluck. Kaum ist die Flüssigkeit durch seine Kehle, folgt augenblicklich ein ohrenbetäubender Rülps. Trotzdem bleibt ihm die Kloake im Mund erhalten. Mit einem tiefen Seufzer lässt er sich wieder zurückfallen. Obwohl er tief und fest wie ein Bär geschlafen hatte, fühlt er sich ausgelaugt, schlaff und wie gerädert, wie nach einer durchzechten Nacht.

Er dreht seinen Kopf zur Seite, blickt auf die leere Betthälfte. Lena ist längst bienenfleißig, während er noch immer faul herumliegt und um diese Zeit kaum etwas auf die Reihe bekommt. Kokoschansky ist der geborene Morgenmuffel. Es dauert seine Zeit bis er endlich in die Gänge kommt oder, wie er es nennt, Betriebstemperatur erreicht. Außer Lena ist zu Hause und, was sehr häufig vorkommt, sie überkommt plötzlich die Lust. Dann heißt es sich zusammenreißen und seinen Mann zu stehen.

Auf dem Laken liegt ihr übergroßes T-Shirt mit dem aufgedruckten, heulenden Kojoten, das sie als Nachthemd benutzt. Liebevoll streicht Kokoschansky über den Stoff. Selbst das Zettelchen, abgerissen von einem Notizblock und auf dem Kopfkissen platziert, kann seine üble Laune nur für einige Sekunden verbessern. Mit ihrer feinen, beinahe wie ziselierten Handschrift, die jeden Kalligraphen erfreuen würde, hinterließ sie ihm eine nette Liebesbotschaft, bevor sie in den Dienst fuhr: *Dich gebe ich nie mehr her.*

Ein lieb gewordenes Ritual, das zwar nicht täglich geschieht, aber dann meist unerwartet. Immer lässt sie sich etwas Neues einfallen. Mal liegen diese Zettel auf dem Kissen, mal auf dem Küchentisch, dann findet er sie wieder in seinem Arbeitszimmer oder in der Jacke. Manchmal revanchiert er sich auf die gleiche Weise, meist jedoch vergisst er es einfach, doch Lena nimmt es ihm nicht krumm. Inzwischen kennt sie ihren Koko, wie ihn alle nennen, besser als er sich selbst. Und Männer ticken nun einmal anders als Frauen. Ihr Koko ist schon schwer in Ordnung. Weder ihm noch ihr konnte Besseres widerfahren, als sie sich vor einigen Jahren unter äußerst widrigen Umständen über den Weg gelaufen sind. Kokoschansky weiß, was er

ihr zu verdanken hat. Schließlich war sie es, die ihn aus diesem Sumpf aus Alkohol und Drogen herausgezogen hat, ihm mit Konsequenz, unendlicher Geduld, Beharrlichkeit und vor allem mit einem Übermaß an Liebe gezeigt hat, wo es tatsächlich langgeht. Trotz ihrer Jugend, immerhin könnte Lena seine Tochter sein. Doch der Altersunterschied war für sie niemals ein Thema. Inzwischen weiß Lena, wie sie mit diesem riesengroßen Kerl umzugehen hat, kennt seine Macken, Ecken und Kanten, kann sich darauf einstellen, ohne selbst etwas von sich aufgeben zu müssen. Beide wissen was sie aneinander haben. Daher gibt es keine gegenseitigen Vorschriften, aber unausgesprochene Spielregeln, an die sich beide eisern halten. Lena weiß, dass Kokos raue Schale nur ein Schutzwall ist. Dahinter verbirgt sich ein einfühlsamer, sensibler und empfindsamer Mann mit einem butterweichen Kern, dem schon mal ein Kinderweinen, ein Hundeblick, eine zu Herzen gehende Musik oder eine rührende Filmsequenz Tränen in die Augen steigen lässt. Meist versucht er das zu verbergen, doch sie bemerkt es und findet ihn deswegen nur noch liebenswerter.

Allerdings kann er auch anders. Wer es unbedingt wissen will, sollte sich mit diesem Kokoschansky nicht anlegen und ihn sich zum Feind machen. Einer seiner Lieblingssprüche lautet: „Wer mir ungerechtfertigt auf die Zehen steigen will, dem trete ich bei passender Gelegenheit gegen das Schienbein.“ Fühlt er sich ungerecht behandelt, kann er gnadenlos sein, bleibt unversöhnlich und dank seines phänomenalen Elefantengedächtnisses vergisst er auch nichts. Und er kann warten. Selten schlägt er sofort zurück. Kokoschansky verhält sich wie der alte Indianer, der an der Flussbiegung sitzt und auf seine Chance lauert. Irgendwann treiben die Leichen vorbei. Mitunter dauert es Jahre und seine Kontrahenten denken gar nicht mehr daran. Plötzlich ist Kokoschansky da und zahlt alles auf Heller und Pfennig zurück.

Lenas sechs geschriebene Worte zaubern ein zärtliches Lächeln in seine verschlafene Visage. Das ist ihre Gabe, neben vielen anderen Vorzügen, diesen Hünen im entscheidenden Augenblick, egal was passiert oder wie schlecht er gerade drauf ist, im Handumdrehen um den Finger wickeln zu können, ohne ihm die Rute ins Fenster zu stellen. Natürlich weiß er, dass sie,

wenn sie will, an jedem Finger zehn haben könnte und keinen wie ihn braucht, der ihr Vater sein könnte. Aber sie hat sich nun einmal für ihn entschieden und wenn Lena eine Entscheidung gefällt hat, gibt es nichts mehr daran zu rütteln.

Kokoschansky nimmt den Zettel, beugt sich zur Schublade des Nachtschrankchens hinunter, zieht sie auf und nimmt eine kleine Blechschachtel heraus, die er sorgfältig unter anderem Kram versteckt hält. Er glaubt zwar, seine Lebensgefährtin habe davon keine Ahnung, doch da ist er auf dem Holzweg. Zufällig entdeckte sie das kleine Ding beim Aufräumen und, berufsbedingt nun einmal neugierig wie es sich für eine Polizistin gehört, guckte sie nach und freute sich ungemein darüber. Sorgfältig vertuschte sie alle Spuren und lässt ihren Koko in seinem Glauben. Ihm wäre es mit seinen dreiundfünfzig Jahren mit Sicherheit sehr peinlich, wenn er wüsste, dass sie ihm auf die Schliche gekommen ist. Den Zettel legt er auf den anderen Packen süßer Botschaften, die Schachtel wird verschlossen und wieder an ihren Platz zurückgelegt. Schlagartig kehrt seine miese Laune zurück.

„Dreitausendvierhundertfünfzig Euro“, grummelt Kokoschansky vor hin. „Ich bin ein ziemlicher Trottel. Selber schuld!“ Er schiebt die Überdecke weg, hievt sich endgültig aus dem Bett und sucht mit nackten Füßen nach seinen Pantoffeln. Dabei wiederholt er mehrmals, jeweils mit einem kräftigen Fluch begleitet, diese Summe. Zornig schaltet er den Radiowecker aus. Das Einheitsgedudel reicht jetzt.

Ein stattlicher Betrag mit dem sich bei Gott Besseres anfangen ließe, als ihn dem unsympathischen Dicken mit dem Monsterdoppelkinn in den Rachen zu stopfen. Ebenso gut könnte er die Kohle in den nächsten Gully werfen. Doch die Schergen des Finanzministers kennen keinen Pardon, beim Steuereintreiben sind sie unerbittlich. Wenn Koko zumindest die Gewissheit hätte, dass mit seinem sauer verdienten Geld tatsächlich Sinnvolles angestellt werden würde, wäre dieser kräftige Einschnitt in sein Budget leichter zu ertragen. Wahrscheinlich wird er mit seiner Steuernachzahlung seinen Beitrag dafür leisten eine heimische Bank zu stützen, die sich ein wenig verspekuliert hat und nun bei Vater Staat um Hilfe bittet. Nur nicht darüber nachdenken. Sonst dreht man durch, so verfahren ist der Karren. Das ist schon lange nicht mehr sein Österreich. Klar, gegenüber anderen

Staaten liegt dieses Land zwar noch immer auf der Butterseite. Fragt sich nur wie lange noch? Die latente Inkompetenz der heimischen Politiker in Kombination mit Raffgier zur Absicherung der eigenen Pfründe zu Lasten des Volkes kann auf Dauer nicht gut gehen. Das Resultat ist ein permanent marodes, täglich mehr malträtiertes System. Selbst der Dümme begreift, dass Loch-auf/Loch-zu-Praktiken nur zeitlich begrenzt und bedingt funktionieren.

Zweifelsohne lässt es sich in diesem Land herrlich leben, sofern man das eigene Denken ausschaltet, sich anpasst, Scheuklappen trägt und nicht gewillt ist, über den Tellerrand zu blicken. Kritiklos akzeptieren, was von oben angeordnet wird und sich von der Illusion der vermeintlichen Postkartenidylle einlullen lassen.

Kokoschansky mag nicht mehr darüber nachdenken, sonst platzt er vor Wut. Verächtlich spuckt er in die Toilettenmuschel und zieht seine Boxershorts hoch. Natürlich versuchte er mit sämtlichen Tricks, die ihm in den Sinn kamen, diese bevorstehende Steuernachzahlung hinauszuzögern. Das ist seine Art des Protestes. Wenn es oben klappt und es sich Leute leisten können, ein paar Millionen zu vergessen, sich zu verspekulieren, dafür sogar noch satte Boni kassieren, ohne dass ihre weiße Weste auch nur bekleckert worden wäre, darf sich der Staat nicht wundern, wenn der kleine Bürger ebenfalls versucht, den Fiskus nach Strich und Faden übers Ohr zu hauen.

Kokoschansky, der sich als freiberuflicher Fernsehjournalist im Laufe der Jahrzehnte einen Namen machen konnte, indem er sich auf Enthüllungsjournalismus spezialisierte – vorwiegend über organisierte Kriminalität, Wirtschaft und Politik – verdient zwar passabel und diese Steuernachzahlung bringt ihn nicht an den Bettelstab, dennoch ärgert sie ihn maßlos. Schließlich ist es seine eigene Schuld. Wie oft hatte er sich vorgenommen, endlich ein eigenes Steuerkonto zu eröffnen, worauf er regelmäßig einzahlen wollte. Dann hätte er sich diesen ganzen Ärger erspart. Immer wieder hatte er es auf die lange Bank geschoben, einfach vergessen ... bis dieser Wisch des Finanzamtes in seinem Briefkasten lag.

Geld oder besser der Umgang mit Geld ist nicht seine Sache. Nie gewesen. Das Spar-Gen fehlt ihm. Sicherlich hätte er um Ratenzahlung beim Finanzamt nachsuchen können. Ob sie ihm auch bewilligt worden wäre,

steht auf einem anderen Blatt. Die leidige Angelegenheit wäre nur hinausgezögert worden. Heute, das nimmt sich Kokoschansky fest vor, wird dieses verdammte Konto endlich eröffnet. Ihm ist klar, dass er in der Bank gleich einen weiteren Wutanfall bekommen wird, wenn er nur an die horrenden Spesen denkt, die damit verbunden sind. Er wartet nur noch darauf, dass das Betreten einer Bank in Rechnung gestellt wird oder das Atmen in derselben. Schließlich atmet der Kunde auch die Luft der Bankangestellten weg und irgendwie muss dieses Lehman-Brothers-Disaster doch ausgebügelt werden.

Heute ist erst einmal das Ende der Fahnenstange erreicht und Zahltag. Einen kleinen Triumph gönnt sich Kokoschansky, obwohl es lächerlich ist und das Finanzamt überhaupt nicht kratzt. Es ist der letzte Tag vor Ablauf der Zahlungsfrist. Spätestens in achtundvierzig Stunden würden sich die Lakaien des Finanzministers wieder brieflich mit einem saftigen Säumniszuschlag und Mahnspesen bei ihm melden.

Diese Sache ist in spätestens einer Stunde erledigt, die andere, die Kokoschansky noch mehr auf den Magen schlägt, kann so oder so ausgehen. Dieses Damoklesschwert, das über dem Journalisten schwebt, ist nicht zu unterschätzen. Längst ist in Österreich investigativer Journalismus nicht mehr gefragt, sondern nur noch Hofberichterstattung gewünscht.

Sämtliche Berichte über heikle Themen werden in vorauseilenden Gehorsam entschärft. Mutige Chefredakteure und Sendungsverantwortliche sind kostbare Raritäten geworden. Da in den oberen gesellschaftlichen und politischen Rängen alle mit allen in irgendeiner Form verhabert¹ sind, Seilschaften zum gegenseitigen Nutzen bilden, hackt selbstverständlich eine Krähe der anderen kein Auge aus. Es sei denn, man ist aus bestimmten Gründen in Ungnade gefallen. Dann wird der Betreffende schonungslos geopfert, um die bequemen früheren und vor allem lukrativen Verhältnisse wiederherzustellen. Wer es noch nicht bis nach oben geschafft hat oder gerade auf dem Weg dorthin ist, wird sich hüten kritische Töne anzuschlagen. Daher ist in Österreich ein zahnloser pseudokritischer Journalismus eingerissen, der nichts als eine große, aalglatte Lüge ist. Nur wer schon am Boden liegt und kaum mehr in der Lage ist sich zu wehren, auf den wird feige und gnadenlos eingepügelt. Deshalb erfährt die Yellow Press in

Österreich einen ungeheuren Aufschwung. Wer mit wem wo gesehen wurde; wer mit wem es gerade treibt; welche Unterwäsche „in“ und welche Sexpraktiken „out“ sind.

In Wahrheit zieht im Hintergrund ein greiser, schwerreicher Mann mit seiner auflagenstärksten Tageszeitung in Österreich die Fäden. Der Bundeskanzler und die Regierung sind bloß Marionetten in seinem Staatspuppentheater und Ohnmachtserhalter. Der Bundespräsident darf präsentieren, zu sagen hat er nichts. Was in der Kronen-Zeitung steht wird vom Volk größtenteils blind gefressen. Die übrigen Zeitungen dümpeln vor sich hin. Den Magazinsektor dominiert ein einziger Konzern, wobei den einzelnen Machern journalistischer Biss fehlt. Es reicht, jeweils nur ein Produkt aus diesem Medienhaus zu lesen, da sich die Berichte in den anderen Druckwerken in abgewandelter Form wieder finden.

Das staatliche Fernsehen wird, zum Leidwesen des Publikums, das für schlechte Programme noch kräftig zur Kasse gebeten wird, von einer Riege unfähiger Manager geleitet. Dafür schreibt sich diese Fernsehanstalt Unabhängigkeit auf die Fahne und wird nicht müde, das auch bei jeder Gelegenheit öffentlich kundzutun. Bei der Postenvergabe in den höheren Etagen muss allerdings die Politik zu jedem Anwärter auch ihren Sanctus geben. Die wenigen Privatsender, die in diesem Land existieren, führen einen vergeblichen Kampf gegen Windmühlen.

Das war nie Kokoschanskys Verständnis von Journalismus. Daher verlegte er sich seit geraumer Zeit auf die Schriftstellerei. Für ihn das letzte Ventil Unabhängigkeit zu bewahren, ohne gegängelt zu werden. In einem seiner letzten Bücher über die österreichische Unterwelt passten ein paar Sätze zwei Albanern nicht. Ausgerechnet die beiden, Vater und Sohn, die Köpfe der albanischen Mafia in Wien, erstatteten Anzeige wegen Verleumdung gegen den Journalisten.

Die Albaner steuern eine kleine kriminelle Enklave von Landsleuten in der österreichischen Hauptstadt. Wahrscheinlich fühlen sich Vater und Sohn durch die kurze, sie betreffende Passage in dem Buch an ihrer Ganovenehre gepackt, weil Kokoschansky sie als Randfiguren innerhalb der Wiener Rotlichtszene bezeichnet. Nachdem der Journalist die Vorladung zur Vernehmung erhalten hatte, verständigte er einige seiner Vertrauten im Bundes-

kriminalamt und bei der Kriminalpolizei und löste damit Lachstürme aus. Natürlich sind diese beiden Albaner keine unbeschriebenen Blätter und haben einiges auf dem Kerbholz.

Kokoschansky stört weder die Vernehmung – schließlich ist das für ihn keine Premiere – noch fürchtet er sich vor einem etwaigen Prozess. Auch darin besitzt er genügend Erfahrung. Abgesehen davon, verfügt er über ausreichend Material, um den beiden im entscheidenden Moment ein Bein stellen zu können. Genauso sehen es seine Freunde unter den Kriminalbeamten.

Im Grunde eine lächerliche Farce, die jedoch von besonderer Unverfrorenheit ist. Dennoch bleibt Kokoschansky vorsichtig, weiß er doch, dass die beiden nur vorgeschoben sind und ein ganz anderer dahintersteckt. Selbst wenn die Sache im Sande verläuft, wovon Koko ausgeht, ist noch lange nicht alles ausgestanden. In der Unterwelt gelten andere Gesetze. Dann hätten die Albaner ihr Gesicht verloren. Bestimmt würden sie auf Rache sinnen und ein Schlägertrupp ist schnell organisiert.

Kokoschansky schlurft Richtung Küche, vorbei an seinem Arbeitszimmer, wo die auf dem Schreibtisch bereitliegende und ausgefüllte Bankanweisung an das Finanzamt nahezu magnetisch seinen Blick anzieht.

Eine Stunde später

Geduscht und frisch rasiert, zwei Kaffee und ein hinuntergewürgtes Brötchen intus, drei Zigaretten verraucht, aber keineswegs besser aufgelegt, trabt Heinz Kokoschansky, die Hände tief in den Taschen seiner Jacke vergraben, mit hochgezogenen Schultern zu seiner Hausbank.

Für Ende Oktober ist es ungewöhnlich warm. Es ist kurz nach acht Uhr morgens. Die Vernehmung ist für zehn angesetzt und die Polizeiinspektion nur einen Katzensprung von der Bank entfernt. Zeit genug danach noch ins Kaffeehaus zu gehen und ein bisschen in den Zeitungen zu schmökern.

Lieber säße der begeisterte Radfahrer jetzt auf seinem Drahtesel, um das tolle Wetter zu nutzen. Ein bisschen am Marchfeldkanal entlangfahren oder in die Prater Hauptallee.

Mein Gott, sinniert er vor sich hin, jünger müsste man sein und ohne Anhang. Kokoschansky ist sich nicht sicher, ob er dann nicht die Fronten

wechseln würde. Höchste Zeit wieder einmal eine Revolution anzuzetteln, damit sich endlich etwas bewegt. Doch die gewaltfreie Revolution bleibt eine Illusion. Auch Gandhi ist daran gescheitert. Passiver Widerstand gegen alles und jeden, was von oben angeordnet wird. Immer öfter träumt Koko davon. Was wäre wenn tatsächlich niemand mehr zu den Wahlen ginge? Eine gesamte Nation boykottiert die nächsten Nationalratswahlen, weil ohnehin klar ist, dass sämtliche Wahlversprechen gebrochen werden, und sich danach im Wesentlichen nichts ändert. Ebenso eine Illusion wie die gewaltfreie Revolte.

So kann es in diesem Land nicht mehr weitergehen. Alles geht den Bach runter und das Fatale daran ist, die Leute sehen tatenlos zu, sind nicht gewillt dagegen etwas zu unternehmen. Mit Österreichern kann man keine Revolution lostreten. Das endet wie das Hornberger Schießen. Sobald ihnen ein schärferer Wind ins Gesicht bläst, verstecken sie sich in ihren Schneckenhäusern, legen die Hände in den Schoß und resignieren. Wichtig ist, dass der Bierpreis nicht steigt, die Weinernte gut ausfällt, der Musikantenstadl bleibt und der Kühlschrank halbwegs gefüllt ist. Wenn alles vor die Hunde geht, gibt es immer noch die Sozialhilfe.

„Sage nein!“ heißt es in einem Lied von Konstantin Wecker. Dabei muss sich Kokoschansky selbst an die eigene Nase fassen. Immer öfter ertappt er sich dabei, zu kapitulieren und den Dingen ihren Lauf zu lassen. Ist es tatsächlich eine Altersfrage, dass die Energie rapide abnimmt oder gliedert er sich bereits in die Riege der Angepassten ein? Das will er nicht zulassen und dagegen kämpft er an, doch das Feuer lodert nicht mehr so hoch wie früher.

Was willst du eigentlich, ärgert er sich über sich. Du hast zwar in deinem Leben schon manche Scheiße gebaut, hast dich aber immer wieder daraus befreien können. Entweder allein oder mit Hilfe anderer. Du hast einen Beruf, um den dich viele beneiden. Du kannst zwar nur selten einen Felsen sprengen, aber oft genug durch deine Arbeit Steine ins Rollen bringen. Manchmal reichen diese Steine, dass daraus eine Lawine wird, die am Schluss ein paar dieser selbstherrlichen Bonzen unter sich begräbt. Warum bist du miesepetrig und schlecht drauf? Du bist im besten Alter mit genügend Hirn und

Erfahrung, im Bett liegt deine junge, wunderschöne Lena, die zu dir hält und mit dir durch dick und dünn geht.

Tief in Gedanken versunken rempelt Kokoschansky beinahe den im Bankfoyer stehenden Security-Mann an. Seit sich die Überfälle in Wien häufen, haben viele Banken aufgerüstet und privates Sicherheitspersonal engagiert. Der Journalist ist überzeugt, dass die Kosten dafür sicherlich als Spesen mit einer Allerweltsbezeichnung dem Kunden untergejubelt werden. Aber so genau will er das gar nicht wissen.

Kokoschansky blickt auf die Uhr. Kaum Viertel nach acht, aber es tummeln sich genug Leute in der Bank. Doch alle reden von der Krise. Wetten hätte er können, dass sich vor den beiden Schaltern Schlangen gebildet haben. Seit Einzahlungen und Abhebungen auf Selbstbedienung umgestellt wurden, sind dementsprechend die Schalter reduziert. Kokoschansky wird das Geld von seinem Sparbuch an das Finanzamt überweisen, weil er sein Konto nicht belasten will. Nur langsam wird seine Schlange, in der er wartet, kleiner.

Der geschneigelte Anzugtyp vor ihm geht Kokoschansky mit seinem penetranten Rasierwasser schwer auf den Geist. Stinkt wie ein gesamter Puff in Phuket. Der gute Mann scheint es eilig zu haben oder ist Warten nicht gewohnt. Andauernd steigt er von einem Fuß auf den anderen, sieht zum wiederholten Mal auf seine Armbanduhr, lässt dann einen Seufzer los und das Spiel beginnt erneut. Mehrmals räuspert sich Kokoschansky geräuschvoll und provozierend, doch der Typ reagiert nicht, ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Der Journalist zieht sein Sparbuch aus der Jacke, schlägt es auf und blickt auf sein Guthaben. Endlich kommt wieder Bewegung in die Schlange. Den ungeduldigen Anzugmensch miteingerecht, hat Kokoschansky noch drei Personen vor sich.

Plötzlich verändert ein einziges gebrülltes Wort schlagartig die Situation. „Überfall!“

Der Journalist realisiert in Sekundenbruchteilen, dass er sich leider nicht im falschen Film befindet. Trotz des Ernstes der Lage möchte er am liebsten lauthals loslachen. Das darf alles nicht wahr sein! In diesem Augenblick verspürt er nicht die geringste Angst. Was für ein beschissener Tag und das bereits am Morgen!

„Hände hoch!“, kommandiert der Bankräuber von dem Kokoschansky bisher noch nichts gesehen hat, da er mit dem Rücken zum Eingang steht.

Der Kriminelle drückt dem Security-Mann seine Pistole an den Hals. „Du“, herrscht er ihn an, „gib mir schön vorsichtig deinen Pumperer². Mach keinen Blödsinn, sonst blase ich dich um!“

Bestimmt war der junge Sicherheitsmann noch niemals in einer derartig bedrohlichen Notlage, in Sekundenschnelle ist er schweißgebadet. Mit zitternden Fingern und leichenblass nestelt er am Reißverschluss der Jacke herum. Das ist dem Bankräuber viel zu langsam. Blitzartig reißt er ihm die Smith & Wesson aus dem Schulterhalfter. Kokoschansky hört nur einen dumpfen Schlag, einen kurzen Aufschrei und einen Aufprall. Vorsichtig dreht er sich mit erhobenen Händen seitwärts und sieht einen Mann mit einer klaffenden Stirnwunde am Boden liegen, um dessen Kopf sich langsam eine Blutlache ausbreitet. Der Kolben seiner eigenen Waffe hatte den Security-Mann mit voller Wucht auf der Stirn getroffen und ihn wie einen Baum gefällt.

Oh verflucht! Der Typ ist eiskalt und skrupellos. Langsam sträuben sich Kokoschanskys Nackenhaare. Schwer einzuschätzen, ob es sich um einen Amateur oder Profi handelt. Jedenfalls hält er nicht zum ersten Mal eine Waffe in der Hand. Das entgeht auch Kokoschansky nicht. Und davon hat der Kerl nun zwei! Mit der Smith & Wesson in der Linken zielt er auf die Kunden. Seine eigene, eine Glock, ist auf die Bankangestellten gerichtet.

„Hinlegen!“, brüllt der untersetzte Bankräuber die Kunden an. „Alle auf den Boden! Ich knall jeden ab, der Scheiße baut!“

Wieder will es einer wissen. In den letzten Jahren ist Wien zu einem ausgezeichneten Pflaster für Banküberfälle geworden. Aufklärungsquote weit unter fünfzig Prozent.

„Ihr da“, schreit der Ganove die Bankangestellten an, breitbeinig wie ein Westernheld mit den Waffen in Händen stehend, „ihr bleibt, wo ihr seid! Hände in den Nacken! Niemand drückt den Alarmknopf, sonst gibt’s hier ein Massaker!“

Die Filiale der *Bank Austria* an der Ecke Brünnerstraße/Edergasse im einundzwanzigsten Wiener Bezirk liegt für einen Überfall strategisch äußerst günstig. In den vergangenen Jahren wurde diese Filiale bereits